



In dankbarer Erinnerung an Eleonore Zuzak

Wie schön, wenn ein Autor das ihm Wichtigste aus seinem Leben selbst festgehalten hat! Was aber in der kurzen, im Folgenden abgedruckten Autobiografie nicht steht: in welch hohem Ausmaß sich Eleonore Zuzak im Rahmen des Schriftstellerverbands durch viele Jahre dafür eingesetzt hat, dass die Arbeiten ihrer Schriftstellerkolleginnen und -kollegen in der Öffentlichkeit auch wahrgenommen werden!

Lassen wir diese so liebenswerte Schriftstellerin mit zwei Gedichten und zwei Prosatexten wieder mitten unter uns sein – als unvergessliche Symbolfigur des Wiener Literaturbetriebs.



Foto: Josef Zuzak

Eleonore Zuzak: 16.10.1925 – 23.3.2018

Des Licht

*Des Licht in meiner Kinderzeit
hot net weit greicht.
Es hot von der Petroleumlaupn weg
an hoibn Meter gleicht.*

*Des Licht in meiner Kinderzeit
woar eigentlich net schlecht.
Es hot ma wenigstns net zeigt,
was ma net segn mecht.*

Ich über mich

Ich war ein schweigsames Kind. Nicht, dass ich nichts zu sagen gehabt hätte, aber damals hieß es, warte, bis du gefragt wirst. Ich wurde nicht gefragt. Also schluckte ich alles, was hinaus wollte, hinunter.

Das Überlebenwollen stand in meinen ersten zwei Jahrzehnten im Vordergrund. Das Nicht-verhungern-Wollen brauchte meine ganzen Energien. Parallel zur wirtschaftlichen Not entstand auch eine geistige Armut, denn alles, was nicht zur Bewältigung des Alltags diente, wurde verdrängt. Entlohnte Arbeit war das einzige Ziel.

Aber eines Tages brauchte ich ein Ventil. Ich begann zu schreiben, Fragen zu stellen, versuchte Zusammenhänge herzustellen. Papier und Bleistift waren nun wichtige Begleiter. Die ersten literarischen Schritte machte ich in den Fünfzigerjahren in der Zeitschrift *Neue Wege*, in Gesellschaft vieler heute zu den Großen Gehörender, wie Christine Busta, Jeannie Ebner, Gerhard Fritsch, Martin Amanshauser, Franz Kießling, Ernst Jandl etc. Ich genoss die Öffentlichkeit, litt aber auch unter meinem brüchigen Fundament, unter meinem notbedingten schlechten Start.

Ermuntert von Friedrich Polakovics, Ludwig Sackmayer, später von Hermann Hakel und Rudolf Felmayer schrieb ich weiter. Erste Erfolge stellten sich ein, durch Beiträge in Zeitun-

gen und Zeitschriften, in Rundfunksendungen, nach dem Erscheinen des Gedichtbändchens *Zwischen zwei Zäunen*. Berufsbedingt wurde dann die für das Schreiben erforderliche Zeit immer knapper, bis ich wieder zu speichern begann.

Erst in den Siebzigerjahren konnte ich mein Schreibbedürfnis nicht mehr unterdrücken. Dabei half mir das Trauma meiner Kindheit, auf das Gefragtwerden zu warten. Ich wurde gefragt, nahm an literarischen Wettbewerben teil, ergriff Chancen und hatte Glück. Für Hörspiele zum Thema Geschichten aus Österreich, für Gedichte und Kurzprosa erhielt ich Preise. Mein Selbstbewusstsein wuchs, aber auch mein Ehrgeiz, mich immer wieder neuen Aufgaben zu stellen, mich fordern zu lassen. Der Großteil meiner Arbeiten entstand durch Beteiligung an Wettbewerben.

In den Achtzigerjahren begann ich für Kinder zu schreiben. Mit meinem Buch *Die Lesekiste* und noch Ungedrucktem machte ich Lesungen in Volksschulen, Kindergärten und Horten. Die spontanen, positiven Reaktionen von Kindern, deren Eltern, auch von Lehrern und Direktoren waren beglückend. Dazwischen lieferte ich Beiträge für Anthologien und Rundfunksendungen.

Ich habe für mich die kleine Form gewählt. Einen Roman werde ich nie schreiben. Dazu fehlt mir der lange Atem. Was mich beschäftigt, beunruhigt, animiert, kommt stoßweise aus mir. Mein Feld ist die Lyrik, die Kurzprosa, der Dialog.

>>>



Bei den Themen überwiegen die Sozialkritik, der Bereich der Arbeitswelt und die Kontaktarmut.

Das Schreiben ist ein Stück Lebensinhalt.

Wiener Hochquellwasser

Als im Frühjahr 1938, an einem sehr heißen Tag, die „Deutschen“ in Wien einmarschierten, hatte mein Vater eine geniale Idee. Sie war völlig unpolitisch und doch von ungeheurer Tragweite für uns.

Da unser Vater selten Fragen an uns stellte, sondern nur bestimmte, was zu geschehen habe, erhielt er auch keine Widerrede, als er sagte: „Wir gehen heute Wasser verkaufen.“

Nicht dass wir unser Wiener Hochquellwasser gering einschätzten – es war schließlich das Getränk der Armen –, aber dass man es verkaufen konnte, war meinem Bruder und mir neu. Mit großem Interesse verfolgten wir die Vorbereitungen, die sich Vater und Mutter mit Eifer teilten. Sie gingen hierbei mit dem Wasser, das angeblich so kostbar war, dass man es verkaufen konnte, ziemlich leichtsinnig um. Das Ergebnis rechtfertigte allerdings den Aufwand. Vor uns standen eine blitzsaubere, weiß emaillierte Wasserkanne, ein blitzsauberes, weiß emailliertes Wasserschaff und drei vor Sauberkeit strahlende Krügelgläser. Als klargestellt war, wer was zu tragen hatte, brachte die Mutter noch einige blitzsaubere Geschirrtücher.

Wir machten uns zu dritt auf den Weg in die Stadt. Dort herrschte riesiges Gedränge. Da Politik nichts für Kinder ist, wie mein Vater immer wieder behauptete, erfuhren wir nicht, was dieses Gedränge, dieser Menschaufwurf zu bedeuten hatte. Auf die Frage, was das für Uniformen seien, erhielten wir nur die Antwort: deutsche. Zu weiteren Fragen kam es nicht. Vater hieß uns stehenzubleiben und auf Schaff, Krügelgläser und Geschirrtücher aufzupassen. Er selbst holte mit der Wasserkanne vom nahen Hydranten Wasser, auf das, so schien es, alle gewartet hatten. Als Vater einen Teil davon ins Schaff schüttete, womit dieses zum Abwaschschauf wurde, überstürzten sich die Ereignisse. Wir mussten die Krügelgläser, kaum gefüllt, kaum geleert, im Schaff spülen, mit dem Geschirrtuch wischen, neu gefüllt in ausgestreckte Hände geben und dazwischen noch kassieren.

Rechtskundige unter den Lesern werden hoffentlich nicht glauben, wir hätten Ungesetzliches getan, das Wasser, das schließlich nicht uns allein gehörte, tatsächlich verkauft. Wir nannten keinen fixen Preis, sondern sagten nur einen kleinen, bescheidenen Satz: „Was Sie gerne geben.“

Ungefähr bei der zehnten Kanne, die mein Vater beim nahen Hydranten gefüllt und im Laufschrift zu unserem Standplatz gebracht hatte, entdeckten mein Bruder und ich einen argen Fehler in der Reihenfolge des Geschehens. Es war falsch, das Sprüchel „Was Sie gerne geben“ ans Ende der Aktion zu setzen. Die, deren Durst gestillt war, gaben gar nicht gern, manchmal sogar nichts, wenn sie unsere Worte zu wörtlich nahmen. Das änderte sich schlagartig, als wir, die Reihenfolge ändernd, zuerst die leere Hand hinhielten, ehe wir uns das köstliche Nass aus der anderen Hand reißen ließen.

Nach weiteren zehn Kannen fand unsere Aktion ein abruptes Ende. Die uniformierten Männer fingern plötzlich zu marschieren an. Angeblich ertönten damals Heilrufe. Ich habe sie nicht wahrgenommen. Mit meiner Rechten wühlte ich in der Schürzentasche, und das Geräusch der darin klimpernden Münzen überlante alles. Ich schätzte grob und kam auf fünf Schilling.

Da ich mich genierte, diese grobe Schätzung vor aller Augen zu überprüfen, ging ich ins nahe Rathaus, in die Damentoi-lette.

Obwohl ich dort vor lauter Aufregung auch anderes zu erledigen gehabt hätte, wagte ich nicht, den stark frequentierten Ort über Gebühr zu blockieren. Ich betätigte nur die Spülung, um mit diesem Geräusch meine Tätigkeit zu verheimlichen. Die Zählung ergab sechs Schilling und zwanzig Groschen. Ein kleines Vermögen für uns. Eine „halbe Arbeitslose“.

Mit glühend heißen Wangen gab ich das Ergebnis an Vater und Bruder weiter, die neugierig vor der Toilette gewartet hatten. Knapp neben mir wurde Weltgeschichte gemacht – und ich habe **davon** nichts bemerkt.

Das Gedicht *Des Licht* und die beiden Prosatexte stammen aus dem Buch Eleonore Zuzak: *Von der Hand in den Mund gelebt*. Wien: Edition Doppelpunkt, 3. überarbeitete Auflage, 2005

Abends

Abends,
wenn der Vorhang fällt,
fällt uns der Tag
aus der Hand,
aus dem Aug',
aus dem Sinn,
fällt auf
die Scheibe
des Töpfers
und dreht sich

und formt sich
zum Krug,
in den wir
morgens,
wenn sich
der Vorhang hebt,
das Gestern weinen.

aus Eleonore Zuzak: *Ausgewählte Gedichte*. Podium Portrat 53, Wien 2010